

# Aber der Geldbeutel . . .

## Marianne und der Teutone — Bristol ist tot — Die soziale Frage und das Geld — Juwelenraub und Polizeiausstellung — Der Wachmeister als Pädagoge

Erst den Champagner und dann die Rechnung. Es ist merkwürdig, wie jäh im Leben die Stimmung umschlägt, wenn die Wetterfahne sich dreht in der Richtung zum Portemonnaie. Es war wirklich schön in Genf. Wir wissen jetzt, nachdem so manche Teilnehmer, die alles mitgemacht haben, zurückgekehrt sind, welche Weine man getrunken, welche Musen man getragen, welche Farbe die Strümpfe gehabt haben und welche Bänder die Hüte. Man sagt, es seien auch die gewiegtesten Diplomaten wirklich gerührt gewesen. Leicht stellt man sich vor, mit welchen Seufzern man sich voneinander getrennt hat, um in die respektive Heimat abzufahren.

Und nun ist an der verlassenen Stätte jene eigenartige Luft, die sich in Speiseräumen bildet, nachdem abgegessen ist. Reste von Parfüm und Sauce, Nachwehen von Schweinebraten und Bier, von Hammelkeule und Burgunder, von Schellfisch und Kal in Gelse, alles gleichsam gebeizt von einem mählich abziehenden Hecht, zu dem unzählige Zigarren, Pfeifen und Zigaretten ihren Beitrag geliefert haben. Die Kellner sitzen in den Ecken und rechnen, und der Wirt, der eben noch so freundlich geplaudert hat, wird zum kühlen Finanzier. Ganz Europa ist nun am Rechnen. Darum wird es auch so still. So wie vor einer Hochzeit, wenn die Väter über die Mitgift sprechen. Will Marianne den Teutonen heiraten, so hofft sie natürlich, daß er ihre Schulden übernimmt. Der Teutone aber kann bei aller Liebe es doch nicht lassen, die reell schätzenswerten Eigenschaften seiner Zukünftigen prüfend ins Auge zu fassen. Stören wir den Frieden dieser Berechnungen nicht. Die Bilanz in den Geschäften macht man ja im allgemeinen ohne Musikbegleitung. Außerdem wartet man dafür die nächste Stille ab. Es bedarf dabei keiner weiteren Zuschauer. Denen lege man inzwischen einige Theorien vom Völkerbund vor, zeige ihnen nach und nach die Porträts der wichtigsten Männer dort und suche auf alle Weise ihre gute Laune hochzuhalten. Die Welt soll wissen, daß es mit der Geheimdiplomatie ein Ende habe und daß jeder Staatsbürger bei den großen europäischen Aktionen mitentscheide. Darum werden die Verhandlungen offen geführt, und nur gelegentlich einmal wird ein Frühstück in der Stille gehalten. Die Idee von Genf wird siegen, und nachdem Bristol, der treue Bernhardiner, den Chamberlain, Briand, Herr und Frau Stresemann und so manche heimische und exotische Hand gestreichelt hat, nachdem Bristol, der von allen verehrte und geliebte Hund des Völkerbundes, der sämtliche dortigen Diplomaten so übermenschlich, ja so tierisch treu angepsaut hat, als wollte er jedem insbesondere dafür danken, daß er diesen Tag noch habe erleben dürfen, nachdem also Bristol, der Völkerbundhund und somit der hunte Hund aller Völker, nachdem er also zum Leidenwesen aller Beteiligten kriecht ist, hat er es im Symbol seines Sterbens vor aller Welt und dem Morgenrot einer neu emporsteigenden geschichtlichen Epoche ausgesprochen, daß der Völkerbund auf diesen Hund nicht mehr kommen kann.

Nach im Reiche der sozialen Fragen hört man den Klang von Friedensschalmeln. Das Echo der Rede Dr. Silberbergs verstärkt sich noch immerfort. Natürlich kann in Europa keine Ruhe werden, solange die Fronten der Arbeitgeber und Arbeitnehmer so furchtbar wider einander stehen. Man begreift den Jubel, der sich allenthalben erhob, als ein so mächtiger Verband wie der der Industrie, das große Signal zum Waffenstillstand und zu einer neuen Aera gab. Aber auch da kommt nun die Sache an das Portemonnaie. Welch eine Rolle spielt doch diese Geldfrage, diese Briefkastfrage dieses kleinen braunen Lederfuttersal im Schicksal der Menschen. Nur Weniges von diesem kostbaren Stoff, und man kann das Los ganzer Familien bessern. Aber wie schwer ist es, dieses Wenige von dem Vielen zu bekommen, was an anderen Stellen aufgehäuft ist. Immer wieder regt sich im Menschen der Gedanke, es wäre doch am Ende am besten, einfach alles gleichmäßig zu verteilen und auf diese Weise alle Menschen glücklich zu machen. Das zu

tu ist aber noch niemandem gelungen. Hat man es mit Gewalt versucht, so kam es immer nur auf eine Umschichtung heraus, nicht aber auf eine Verteilung. Es ist eben der Besitz auf das Innigste verbunden mit der Persönlichkeit des Menschen. Nur von der Persönlichkeit her und gemeinsam mit ihr kann eine gerechtere Verteilung kommen. Hätten alle Menschen die Liebe, dann hätten auch alle Menschen Geld. So war es denn wirklich am Plage, daß der Herr Reichsarbeitsminister in seiner großen Kölner Rede darauf hinwies, daß im Menschen selber die Entscheidung liege. Die ganze Schwäche unseres Zeitalters wird auch hier wieder offenbar. Es hat die Mittel, Stimmungen vorzubereiten und Sensation zu machen. Es kann in wenig Monaten die ganze zivilisierte Welt überzeugen, daß jeder Deutsche ein Woche sei, und wieder in wenig Monaten die gleiche Welt zu der Meinung bringen, daß man sich mit den brave Deutschen verständigen müsse. Es kann im sozialen Leben die Illusion erzeugen, daß nun alles besser werden solle, und man trinkt sogar schon ein Gläslein auf die neue Zeit. Aber zu den starken Entschlüssen, die mit Sensation nichts zu tun haben und die wirklich das Los der armen Leute bessern, dazu bringt sie es nicht mehr, und so paßt auf sie immer noch am besten das Liedlein: Auf dem Dache sitzt ein Greis, der sich nicht zu helfen weiß.

Dieser komische und doch so tragische Zwiespalt wird uns in reiner Form vor Augen geführt im herrlichen Berlin. Da berichten die großen Blätter auf der ersten Seite: „Wild-West in der Tautenhienstraße“. Am heiligsten Tage gehen Verbrecher mit Revolvern bewaffnet in ein Juwelengeschäft, rauben dort für 150 000 Mark Kostbarkeiten, bahnen sich mit ihren Schießwaffen einen Rückzug in das nächste Warenhaus und verschwinden wie ein Fisch im Wasser. Also Verbrechen auf offener Straße, mitten in der Hauptstadt, und alles mit solcher Selbstverständlichkeit, als sei man nicht in Berlin, sondern in den Räuberneuern des Volkes oder im Urwald der Kohlhüte Karl May's. Zugleich aber in demselben Berlin eine riesige Polizeiausstellung. Wer durch diese Ausstellung geht und in Ruhe betrachtet, wie das Auge des Gesetzes geschärft worden, wie großartig die Organisation entwickelt ist, wie die Telepierten aller Länder stauen usw., der kommt unter einen Eindruck, als könnte es in dieser Welt kein Verbrechen mehr geben. Man könnte sich vorstellen, daß ein Redner aufträte und feierlich verkündigte, man sei nun bald soweit, die Utopie aus Goethes pädagogischer Provinz verwirklicht zu haben. Dort gibt es ja kein Militär mehr und keine Menschenbestien, sondern nur noch ein glückliches Volk, sanft geführt von einer ebenso glücklichen Polizei. „Meine Herren und meine Damen“, könnte er verkünden, „bei einer solchen Polizei können Sie ruhig schlafen und kann jeder Deutsche sich jenem Eberhard von Württemberg vergleichen, der sein Land in Liebe pries: „Doch ein Kleinod hält's verborgen, daß in Wäldern noch so groß, ich mein Haupt kann hübschlich legen jedem Ufertan in Schoß.“ Das ist der Sieg der Humanität, die unter dem feindlichen Geleit von wohlbewehrten Volkspolizisten glänzenden Reiten entgegengeht.“ Inzwischen aber werden auf der Tautenhienstraße die Juwelen gestohlen . . .

Nach soll das indessen nicht abhalten, mit Dank gegen das Vaterland zu bekennen, daß in den letzten Jahren edle Menschlichkeit unter unserer Polizei gewachsen ist. O Triumph des Fortschritts! Der schreckliche Wachmeister meiner Jugend, der mir mit Bart und Säbel drohte, als ich einmal Kapsel gelohsen, ist geworden zu einem Menschenfreund und zu einem Volkspädagogen.

**Orgel- und Elektr. Gebälge**  
**Neu- und Umbauten**  
**Joseph Schuster & Sohn**  
 Orgelbauanstalt  
 Zittau i. Sz. und Reichenberg i. B.

## Beginn des Herbstes

Die Straße, die ich walle,  
 Die dunkle Straße Not,  
 Von Dolden, vollen und schweren,  
 Von Ebereschbeeren  
 Ist dich bestreut und rot.

Es wächst aus Nebeln am Berge  
 Ein Dorf in den Abend empor.  
 Muß ich um Arbeit bitten  
 Am zweiten oder dritten,  
 Am siebten, neunten Tor?

Zeit Wochen die eine Frage,  
 Hangend von Tü zu Tü,  
 Und immer das gleiche Bekcheiden:  
 Wie müssen selber leiden  
 Und können nichts dafür.

Am Himmel sehen Wolken,  
 Es regnet am ersten Haus,  
 Wird man mir Obdach schenken,  
 Treibt Spott mich ohne Bedenken  
 In Nacht und Nässe hinaus?

Die Ebereschbeeren  
 Brennen am Wege rot.  
 O Heimat, — wie soll das enden,  
 Wird Winter die Wehmüt wenden,  
 Bleibt schon der Herbst uns Vrot?

Heinrich Braach.

## Ein „gewaltiger“ Künstler

Georg Friedrich Händel war im wahren Sinne des Wortes ein „großer“ Künstler. Von gewaltiger, imponierender Statur, verfügte er über die Kräfte eines Aries; sein Zorn war von allen gefürchtet. Bekannt ist die Geschichte von der Sängerin Cuzzoni, einer damals berühmten Primadonna, deren Eigensinn Händel dadurch jähmte, daß er sie ohne Umstände packte und zum Fenster hinaushielt, wobei er die klaffenden Worte sprach: „Ich weiß, daß Sie ein Teufel sind, aber ich bin Veelzebub und verjehle mit Teufeln umzugehen!“ Die in Todesangst schwebende Sängerin wurde von diesem Moment an ganz gefügig. Bald darauf sprach ein Unbekannter Händel an und dankte ihm für diese Behandlung der Cuzzoni mit den Worten: „Endlich hat Sie Ihren Meister gefunden!“ Es war — der Gatte der Primadonna . . .

Nach einer schweren Krankheit begab sich Händel nach Nachen, um in den dortigen heißen Quellen völlige Genesung zu suchen. Der Arzt erklärte ihm, die Kur dauere acht Wochen; man könne nicht mehr als höchstens drei Bäder in der Woche trinken. „Das ist mir zu lange“, erwiderte der Tonkünstler, „ich muß in vier Wochen fertig sein, und werde deshalb täglich baden.“ Der Arzt schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Allein Händel führte den Plan tatsächlich durch und — war nach einem Monat gesund!

Auf einer Reise machte Händel nach langer Fahrt an einem Gasthaus halt, setzte sich zu Tisch und bestellte sieben Portionen Rinderbraten. Nach einiger Zeit brachte der Kellner eine Portion und setzte sie dem Gast vor. Der sah den Kellner an: „Sind die übrigen Portionen noch nicht fertig?“ Die Portionen wären wohl fertig, stotterte der Kellner, aber die Gäste wären doch noch nicht da. . . Die Gäste sind wohl da!“ donnerte Händel. Und zum Staunen des Kellners und des herbeigeholten Wirtes verjehrte er in aller Ruhe die sieben Portionen Rinderbraten alle in . . .

— Bismarck und der Bayer. Die ungeheure Popularität, die Bismarck nach seinem Sturz genoss, — so mancher Segner wandelte sich nun zu einem Feinde um — tat ihn außerordentlich wohl. Am meisten aber freute er sich, daß auch kleine Leute kamen, um ihn ihre Verehrung zu bezeugen. So hatte sich eines Tages auch ein bayerischer Lokomotivführer eingestellt. Als Bismarck, wie immer, um 11 Uhr, aus seiner Gartenpartie trat, sprach er zunächst einige sehr elegante Amerikaner an, von denen eine der Damen ihm einen großen Blumenstrauß überreichte. Mit diesem Strauß im Arm kam der Führer, wie Hans Schadow in „Pinakel und Palette“, Verlag K. A. Kochler, Leipzig, erzählt, auch an den Lokomotivführer heran und unterhielt sich ein Weilchen mit ihm. Auf dessen Bitte, ihm eine Plumeau als Andenken zu geben, ludte Bismarck ein Duzend Korallblumen und ebensoviele weiße Nelken für ihn heraus. Nach dem Fortgang des Führers meinte der Lokomotivführer: „Schade, daß ich ihn nicht gefragt habe, daß ich Bayer bin!“ Als Schadow ihn tröstete mit dem Hinweis, daß der Führer dies sicher erkannt hätte und daß er den Beweis dafür ja in der Hand halte, sah ihn der Bayer verständnislos an. „Na, was für Karben hat er Ihnen denn rausgeschickt?“ fragte Schadow. Darauf der Bayer: „Jesus Maria, das is ja b'laun'weilich! Das san ja die bayrischen Karben! Glauben's denn, das hat er mit Reich getan?“ Schadow beruhigte ihn mit den Worten: „Der Mann hat nie etwas ohne Absichten getan, aber nicht immer haben es die andern bemerkt!“ Gg.

## Der Herr der Welt

Roman von Robert Hugh Benson.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von S. M. von Lama.

(71. Fortsetzung.)

Dort stand sie in dem ruhigen Lichte, bewegungslos ihn anstarrend. Einen Augenblick wagte er es nicht, zu sprechen. Er schritt hinüber zum Fenster, schloß es und zog die Vorhänge zusammen; dann sagte er die steife Figur laut beim Namen . . .

„Mabel,“ sagte er „Mabel!“  
 Sie ließ sich zum Sofa hinüberziehen, doch blieb sie trotz seiner Berührung vollkommen kalt. Er setzte sich nieder und blickte sie mit einem Gemisch von Verzweiflung und Furcht an.

„Liebst, ich bin todmüde,“ sagte er.  
 Doch immer starrte sie ihn an. In ihrer Haltung lag jene Verlorenheit, wie sie sonst nur Schauspieler wiedergeben, und doch mußte er, daß es sich bei ihr um Wahrheit handelte. Dieses Schweigen hatte er bei ihr schon mehrmals als Zeichen des Schreckens gesehen — einmal sicher, und zwar beim Anblick eines Blutropfens auf ihrem Schuhe.

„Komm, mein Liebling, lege dich wenigstens,“ sagte er.

Mechanisch gehorchte sie ihm, setzte sich und starrte ihn immer noch an. Nochmals drang schwaches Geräusch von der unsichtbaren Welt des Unmöglichen draußen durch das Schweigen und erlärte wieder. Hier drinnen war es still. Er mußte nur zu wohl, daß zwei Dinge in ihr rangten: die Treue zu ihrem Glauben und der Absicht vor jenen im Namen der Gerechtigkeit begangenen Verbrechen. Wie er sie so anblickte, sah er, daß diese beiden einen Kampf auf Leben und Tod führten, daß der Abscheu überwog und daß sie selbst nichts weiter als das passive Schlachtfeld war. Dann, als draußen in der Entfernung von einer Meile mit dem Geheul eines Wolfes die Stimme des Böfels

sich erhob und wieder versank, da brach die Spannung . . . Sie warf sich ihm entgegen, er fing sie an den Handgelenken auf, und, in seine Arme geschlossen, lag sie mit Gesicht und Oberkörper auf seinen Knien, während ihr Körper in innerer Bewegung sich wand . . .

Eine volle Minute verging, und keines sprach. Oliver begriff alles, und doch, in diesem Augenblicke fand er seine Worte. Er zog sie nur noch näher an sich, lächelte wiederholt ihr Haar und setzte sich zurecht, um sie zu stützen. Währenddem überlegte er, was er ihr nun sagen würde.

Dann erhob sich ihr glühendes Gesicht einen Moment, blickte ihn leidenschaftlich an, ließ ihr Haupt wieder sinken und ließ schluchzend abgebrochene Worte aus.

Er konnte nur hier und da ein Wort verstehen, doch mußte er, was sie zu befragen hatten.

Es sei der Übergang all ihres Hoffens, sagte sie, das Ende ihrer Religion. Man möge sie sterben lassen, sterben, und damit wäre alles zu Ende; alles sei vorbei — vernichtet durch die mordende Leidenschaft ihrer Glaubensgenossen . . . Sie waren schließlich auch nicht besser als die Christen, so ziellos wie jene, an denen sie ihre Rache ausübten, so verbrennend, als wäre Vulkan, der Erdbitter, nie erloschen: es war alles verloren . . . Krieg und Leidenschaft und Mord waren wieder dorthin zurückgeführt, wo sie geglaubt hatte, man hätte ihnen auf ewig Verewohnt geliegt . . . Die brennenden Kirchen, die gestiegenen Kirchen und des Priesters, die zerstörten Kirchen und Klöster . . . Sie ließ es hervor, unzusammenhängend, von Schlüssen unterbrochen, Einzelheiten von Schrecknissen, Anrufe des Zammers, Vorwürfe, denen sie, immer auf seine Seite gelehnt, durch verzweifelte Gebärden des Kopfes und der Hände Nachdruck verlieh. Sie war vollständig gebrochen. Noch einmal zog er sie, sie unter den Armen fassend, empor. Er war vom Arbeiten erschöpft, doch mußte er, er mußte sie beruhigen. Diese Kreiße war viel ernster als alle vorhergegangenen. Und doch war er sicher, daß sie dieselbe überwinden würde.

„Sehe dich, Liebling,“ sagte er. „So, . . . gib mir deine Hände, und nun höre.“

Seine Verteidigungsrede war bewundernswert; sie war das, was er sich selbst den ganzen Tag wiederholt hatte.

Der Mensch sei eben noch nicht vollkommen, sagte er, in seinen Aberglauben habe die ganze Welt verfallen. Man müsse nicht verzweifeln, der Glaube an die Menschheit sei ja gerade das Weizen der Religion, der Glaube an das bessere Selbst des Menschen, an das, was aus ihm werden würde, nicht an das, was er gegenwärtig war. Man solle erst in den Anfängen der neuen Religion, noch bevor sie nicht ihre Vollkraft: es müßten auch sanfter unter den ersten Früchten sein . . . „Bedenke auch welche Herausforderung! Vergeß nicht, was für ein ungeheures Verbrechen diese Katholiken geplant hatten: sie hatten es unternommen, dem neuen Glauben mitten ins Herz einen Stoß zu versetzen . . .“

„Liebling,“ sagte er, „die Menschen lassen sich nicht in einem Augenblick ändern. Was dann, wenn es diesen Christen gelungen wäre! . . . Ich verurteile alles ebenso streng wie du. Diesen Nachmittag las ich einige Zeitungen, die allem, was die Christen getan haben, an Vorheit gleichkommen. Sie jubeln ob all dieser Verbrechen. Es wird die neue Bewegung um zehn Jahre zurückdrängen . . . Glaubst du denn nicht, daß es Tausende gibt, die genau wie du diese Gewalttätigkeiten hassen und verabsehen? Aber worin besteht denn schließlich der Glaube, als darin, daß die Varnbergszeit den Sieg davontragen wird? Glaube, Geduld und Hoffnung — dies sind unsere Waffen.“

Er sprach mit leidenschaftlicher Ueberszeugung, seine Augen auf sie geheftet, und bemühte sich, ihr sein Vertrauen einzusprechen, zu befestigen, was bei ihr noch im Zweifel schwankte. Gewiß, auch er hatte, was sie hatte, doch sah er Dinge, die ihrem Auge verborgen waren . . . Nun ja, sagte er sich, er mußte eben bedenken, daß sie ein Weib war.

Allmählich verschwand jener Ausdruck wilden Entsetzens aus ihren Augen, und tiefes Gedenk prägte sich in ihnen aus, während er sprach und seine Persönlichkeit wieder Einfluß auf sie auszuüben begann. Doch noch war alles nicht vorüber.

Fortsetzung folgt.)